

Burkhard Liebsch

Zur Wiedergewinnung der Trauer

Trauer als Quelle politischer Sensibilität? Eine Skizze

Dass man die Toten beerdigt hat, gilt als eines der ältesten Zeugnisse menschlicher Kultur. Aber es ist keineswegs sicher, dass die in der *archäologischen* Arbeit zutage geförderten Relikte des Zeremoniells, das in vielen Fällen der Beerdigung vorausgegangen sein mag, in erster Linie auf eine ursprünglich mit dem Tod Anderer verknüpfte Trauer hindeuten. Dominierte nicht vielmehr die Hoffnung auf eine Fortsetzung des Lebens anderswo, die Idee einer Reise in eine jenseitige Welt, wo der Wunsch, die Verlorenen wiederzugewinnen, und die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ans Ziel gelangen würden? In einer vor allem auf letzteres abstellenden Thanatologie wird die Trauer allenfalls nebenher genannt. Erwähnt werden als Gegenstände einer Kulturgeschichte des Todes Todesbilder und Todesriten, Jenseitsvorstellungen, Unsterblichkeitsbegriffe und Grabdenkmäler usw. Selbst im Trauereritus geht es in der Perspektive dieser Thanatologie gar nicht so sehr um Trauer als vielmehr um den Eintritt in ein von der Zeit und von irdischer Gewalt nicht mehr anfechtbares Leben in „ewiger Geborgenheit“.¹ Dieses überaus wirkungsmächtige Motiv hat die Trauer weitgehend in den Hintergrund gedrängt. Die Trauer kommt in einer thanatologischen Perspektive auch deshalb nur schwer zu Geltung, weil sich kulturgeschichtliche Untersuchungen in jedem Falle nur auf Äußerungsformen des „Trauerverhaltens“, auf dessen Objektivierungen und hinterlassene Relikte beziehen können. Selbst in den überlieferten *Quellen und Relikten* finden sich allenfalls Spuren der Trauer, deren leibhaftiges Geschehen nicht mehr direkt zugänglich sein kann. Die Trauer selbst bleibt in ihnen weitgehend unsichtbar.

Schließlich wurde die Trauer auch durch *Sitten und Institutionen* zum Verschwinden gebracht, die eine konventionelle Beendigung der Trauer verlangten. Sie sollte endlich aufhören, um die Trauernden wieder möglichst uneingeschränkt lebensfähig werden zu lassen. Die

Trauer wurde als Ausnahme von der Regel normalen, trauerlosen Lebens zugelassen, im Übrigen aber befristet. Nach dem Ablauf des Trauerjahres, dessen konventionelle Bedeutung in der Gegenwart bereits weitgehend geschwunden zu sein scheint, war es nicht nur erlaubt, sondern auch geboten, Zeichen der Trauer aus dem Raum öffentlicher Sichtbarkeit zu verbannen. So war man vom Zwang, den Toten gegenüber noch eine besondere Treue zu demonstrieren, ebenso entlastet wie vom Verdacht des Verrats ihnen gegenüber, wenn man sich wieder einem unbeschwerteren Leben zuwenden wollte. Gerade das wurde verlangt umwillen der Überlebensfähigkeit sozialer Lebensformen, die chronischer Trauer nicht gewachsen sein konnten.²

Inzwischen hat sich die Trauer von diesem Diktat befreit. Wie der Tod des Anderen *als des Anderen*, der nach den Forschungen Philippe Ariès' überhaupt erst in der Neuzeit zum Vorschein gekommen ist, so ist auch die Erfahrung des Verlusts, die man durch ihn erleidet, individuell zur Geltung gekommen.³ Und seit dem sich die Trauer aus den Fesseln der Konventionen im Zuge der Säkularisierung zu befreien begann, um individuell zum Ausdruck zu gelangen, haben sich die *Erscheinungsformen* der Trauer nachhaltig gewandelt. Weitgehend von der Bildfläche speziell der westlichen Gesellschaften verschwunden sind Trauer-Phänomene wie die Selbstverstümmelung, die Vermummung und die rituelle Totenklage.⁴ Ob man die Entbindung der Trauer von konventionellen Formen als Verlust beklagt oder als Befreiung zu individueller Trauer begrüßt, der Befund selber ist so wenig zu bezweifeln wie der weitgehende Geltungsverlust der tradierten *Sprache der Trauer*.

In den Todesanzeigen bedient man sich zwar nach wie vor konventioneller Wendungen, aber vor allem die romantische Rhetorik, in der die Trauer einst auf expressivste Weise zum Vorschein gekommen ist, spielt kaum noch eine Rolle. Auch in der poetischen Sprache gehört der „herzerreißende Schmerz“ ebenso wie das „gebrochene Herz“ scheinbar der Vergangenheit an. Weh, Wehmut und Wehklage scheinen als Pathosformeln so veraltet wie das Lebewohl oder das Adieu und das Scheiden, das „weh tut“. Die überlieferte Rhetorik fristet bei Beerdigungen nur ein kümmerliches Überleben: als Lob des Verstorbenen (*laudatio*), als Klage der Hinterbliebenen (*lamentatio*), als trostspendendes Schlusswort (*consolatio*). Die früher übliche Ermahnung für die eigene Zukunft der hinterbliebenen Sterblichen (*exhortatio*)